



# Schnittlauch

von Helmut Glatz

Der Verdacht – und es war ein fürchterlicher Verdacht – kam mir, als ich Schnittlauch sagen wollte. Aus irgendeinem Grund wollte ich Schnittlauch sagen, aber der Schnittlauch wollte es nicht. Das Wort kam einfach nicht über meine Lippen. Es bäumte sich auf hinter meinen Zähnen, schüttelte sich schnaubend wie ein störrisches Pferd. Als ich es zum zweiten Mal versuchte, erschütterte mich ein schrecklicher Hustenanfall. Beim dritten Mal verschluckte ich mich und musste nach Luft japsen. Da gab ich es auf und begnügte mich damit, besagtes Gemüse ohne Nennung des Namens in feingehackter Form auf dem Butterbrot zu verspeisen. Der Verdacht aber blieb.

Sollte es Wörter geben, so überlegte ich, die das Tageslicht scheuen? Wörter, die nicht ausgesprochen werden wollen, die sich verhaltensauffällig benehmen, eine Art Protestwörter, unangepasst und widerspenstig?

Wie weiland Sherlock Holmes machte ich mich daran, meinem Verdacht nachzugehen. Und tatsächlich! Bald schon stieß ich auf verräterische Spuren. Hockten da nicht in einer verborgenen Ecke meines Wortschatzes der Regisseur und das Schisma? Wörter, die sich – offenbar aus falsch verstandener Scham – zögernd umsahen, bevor sie sich zwischen meinen Lippen ans Tageslicht wagten? Auch übertriebene Scham und Schüchternheit sind Verhaltensstörungen, sagen die Psychologen. Und dann jene Wörter, die sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit verkleiden wie schlechte Schauspieler: Abreit und Pflanze, Ksaperl und Por-test. Jeder mit einer Tsatur – Verzeihung, Tastatur – Vertraute weiß von solchen Verstellungs- und Verkleidungsversuchen. Aber es sind nur harmlose, kindliche Buchstaben-Wechsel-dich-Spielchen, die da getrieben werden.

Wenn es bei diesen harmlosen Fällen geblieben wäre, hätte ich in Ruhe mein Schnittlauchbrot verzehren können. Aber dann stieß ich auf sie, die Gruppe bössartiger Protestwörter, die wie giftige Fliegenpilze im Untergrund unserer Sprache hocken und dort wühlen und bohren und Böses auskochen. Paradigmenwechsel gehörte dazu.

Und Kumulativgesetz. Und Subsidiaritätsprinzip. Und Verschlangung. Und Evaluation. Und Kollateralschaden. Und Vorwärtsverteidigung. War ich einmal in die Wortmafia eingedrungen, so fielen mir immer mehr dieser Untergrundmonster ein. Die ganze deutsche Sprache schien unterwandert, schien wie ein brüchiges Boot auf einem Lavameer bössartiger Ausdrücke zu schwimmen. Erkannte niemand die Gefahr? Gab es keine Gesetze? Keine Polizei? Warum tat man nichts dagegen?

In der Nacht hatte ich einen fürchterlichen Traum. Die deutsche Sprache kroch, ein gewaltiges Unge-tüm, zur Schlafzimmertüre herein, und aus ihrem breiten, grässlichen Maul stürzten die Wortmonster, und sie brüllten und heulten wie das wilde Heer auf dem Ummendorfer Feld, wo weiland die Schlacht der Bajuwaren gegen die Franken stattgefunden hatte. Ich wehrte mich, so gut ich es vermochte, zerhackte das Kumulativgesetz, schlug mein Zähne in den Kollateralschaden, rammte dem Paradigmenwechsel einen Kugelschreiber in den Bauch. Als ich meine Hände um den Hals des Subsidiaritätsprinzips krallte, um ihm die Luft abzuwürgen, wachte ich auf, schweißgebadet.

Ich öffnete die Augen. Und da stand sie neben meinem Bett: Von zarten, elfengleichen Schleiern umweht, in klassischer Schönheit: Die deutsche Sprache. „Da, iss!“, sagte sie und reichte mir auf marmorner Schale ein Schnittlauchbrot.

*Helmut Glatz, geboren 1939 in Eger, lebt als Rektor i. R. in Landsberg am Lech. Verfasser von Kinderbüchern, satirischen Märchen und fantastischen Geschichten – zuletzt: „Wanderer in Schattenwelten“, Augsburg: Wißner Verlag 2007.*